

Nur zum persönlichen Gebrauch
Kopien und Veröffentlichungen nur in Absprache mit
Jürgmeier – Letzacherstr. 12 – 8117 Fällanden
Fon: 043 355 51 41 - E-Mail: juergmeier@wort.ch
Homepage: www.wort.ch

Männer im Spagat – Kommission für Gleichstellung von Mann und Frau Zug – 11. Januar 2005:

Was macht James Bond mit dem Staubsauger?

Von Jürgmeier

[Bild 1]

Fragen 1

Ich bin sicher, Sie kennen das Spiel. Es liegt, zum Beispiel, ein Mann, blutt bis auf einen dieser Badestrings, im Wald. Er rührt sich nicht, hat Flossen an den Füßen und eine Schwimmbrille im Gesicht. Was ist geschehen?

Sie dürfen fragen, so viel Sie wollen, so lange Sie wollen. Zur Antwort bekommen Sie, so die Spielregeln, immer nur ein Ja oder ein Nein. Bis Sie herausgefunden haben, wie der leicht Bekleidete zwischen Tannen und Föhren, Rehe und Hasen geraten ist.

Nein, ein Tourist, der das Strandfeeling im ozongeschützten Wald geniessen will, ist es nicht. Ein Rätsel für lange Winterabende oder Kurswochen im Entlebuch.

Schnitt. Vor Ihnen steht Bond, James Bond – mit einem Staubsauger in der Hand. Wie erklären Sie sich das?

Liebe Anna zum ersten

[Bild 2]

Liebe Anna

Es war einer dieser Zufälle, dass deine Maschine ausgerechnet in dem Moment abhob, als sie in den Vereinigten Staaten alles, was noch fliegen konnte, vom Himmel holten. Aber du hättest dich von deinem Vorhaben auch nicht abbringen lassen, wenn uns die Nachricht noch in Mamma Leone's Restaurant erreicht hätte, das wir in dem umgebauten Flughafen Zürich Unique erst nach langem Suchen gefunden.

Die Abwesenheit von James Bond machte klar: Das ist kein Spiel. Die Toten würden nicht aus den Trümmern der Kulissentwings kriechen und sich den Staub von den Kleidern klopfen, wenn die Klappe fällt. Die Opfer waren noch nicht gezählt, da wurde schon der Gegenschlag – gegen den Schlag, der aus uns fremder Optik womöglich seinerseits als Verteidigungsschlag, Befreiungsschlag, Präventivschlag gesehen wurde – geprobt. US-Präsident Bush schwenkte, auf Trümmern und Leichenteilen stehend, die amerikanische Flagge, als hätte er gerade den Mond erobert und verkündete: „Terroristische Anschläge können zwar die Fundamente unserer grössten Gebäude erschüttern, aber nicht das Fundament Amerikas. Sie können Eisen und Stahl zerbersten lassen, aber sie können der eisernen Entschlossenheit Amerikas nichts anhaben.“ Wenn das keine fundamentalistischen Sätze sind.

[Bild 3]

Umgehend wurde „nine, eleven“ zum zweiten „Pearl Harbour“ erklärt. Dies nur wenige Monate nachdem Hollywood die US-amerikanische Demütigung durch Japan 1941 sowie den darauf folgenden Gegenschlag im filmischen Epos „Pearl Harbour“ reinszenierte hatte und damit Männer- und Frauenmodelle fürs 21. Jahrhundert vorgab: Soldat Nummer Eins gibt sich als Gentleman und verabschiedet sich am Abend vor seinem Kampfeinsatz in England vor der Türe der geliebten Krankenschwester. Sie solle sich ihre Jungfräulichkeit erhalten. Meint er. Bis die Schlacht geschlagen sei. In Tat und Wahrheit hat er, vermutlich, Angst, er könnte der Versuchung nicht widerstehen, „in den Armen einer allmächtigen Frau zu versinken, sich in einen kindlichen Kokon des Genusses und der Sicherheit zurückziehen“, wie David G. Gilmore in „Mythos Mann“ den „inneren Kampf“ von Wagners Tannhäuser auf dem „Venusberg“ beschreibt. Gleich diesem kehrt auch Soldat Nummer Eins in „Pearl Harbour“ tapfer in die „sonnenbeschienene Welt der Konflikte und Gefahren“ zurück. Zieht in die Schlacht, wo er, vermeintlich, sein Leben lässt. Die trauernde Verlobte lässt sich, erst widerspenstig zwar, von Soldat Nummer Zwei trösten und schwängern. Happy End. Bis die unverhoffte Rückkehr von Soldat Nummer Eins aus dem Reich der Toten sie in

ein banales Dreiecksverhältnis stürzt. Aber Hollywood wäre nicht die Traumfabrik, wenn sie das gemeine Drama nicht in Minne auflöste. Nach dem historischen Überfall der japanischen Marine auf Pearl Harbour befiehlt US-Präsident Roosevelt zur Wiederherstellung der amerikanischen Ehre einen sinnlosen Bombenangriff auf Tokio. Beide Soldaten gehören zu dem „Himmelfahrtskommando“, das, Tage vor dem Abflug, vom Capt'n aufgefordert wird, den Nachbarn zur Linken anzuschauen und sich zu vergegenwärtigen: „Er oder Sie werden in sechs Tagen vermutlich tot sein.“ Wer dazu bereit sei, fordert er seine Mannen auf, solle einen Schritt vortreten. Alle stürzen sich, so 2001 inszeniert, dem Tod entgegen. Nicht einer ist unter den Männern, der Angst zeigt. Soldat Nummer Zwei wankt auch dann nicht, als Soldat Nummer Eins ihm, im Gegensatz zur werdenden Mutter, verrät, er werde bald Vater. Er will die Schmach tilgen, sich, damals, im Frauenschoss verkrochen zu haben – während der Freund sich, im letzten Moment mit dem Schleudersitz entkommen, durch feindliche Linien schlug -, er zieht in den Krieg und kehrt, als Mann rehabilitiert, in einem Blechsarg ins Vaterland zurück. Held Nummer Eins übersteht auch das zweite Stahlbad des Todes, jetzt darf er zum Menschen werden, darf mit Frau und Kind von Held Nummer Zwei leben, denn er hat erbracht, was „dem Mann“ abverlangt wird: Keine Angst vor dem Tod zu zeigen.

[Bild 4]

„Wir werden Bin Laden aus seinem Loch herausholen und ihm in die Eier treten.“ „Wir werden die Taliban rasieren, bis sie aussehen wie Kojak.“ Echote es am Stammtisch amerikanischer Kriegsveteranen auf das präsidentiale „We're at war“. „Wie ein Mann“, stünde Amerika hinter George Bush junior. Hiess es. Kriegszeiten sind Männerzeiten. Die Stunde der Katastrophe ist für „den Mann“ die Stunde der Bewährung. Nur sie macht ihn wirklich zum „Mann“. Wer behaupte, New York werde nie mehr sein, wie es einmal war, erklärte der „Bürgermeister der Welthauptstadt“ Rudy Giuliani, der habe Recht: „Wir werden besser sein.“ Der Tod Tausender als challenge. Und Vater George Bush senior hielt, bei einem Trauergottesdienst, die Hand seines Sohnes. Jetzt musst du stark sein, mein Sohn. Sagten die Finger des Golfkriegers a. D. Das ist die Gelegenheit, ein grosser Präsident, ein Mann zu werden. Tot oder lebendig.

[Bild 1]

Fragen 2

Testet 007 die neuste Wunderwaffe aus der geheimen Waffenschmiede Q's, der ihn jedes Mal ermahnt, die Gebrauchsanweisung genau zu lesen und die von ihm ausgeklügelten Geräte in gutem Zustand zurückzubringen, Kleinigkeiten, die Bond bei der Rettung der Welt regelmässig missachtet.

[Titel]

Ein unnützes Leben

Keine Kinder gezeugt.

Keine Familie ernährt.

Keine Schülerinnen und Schüler ermutigt.

Keine Enten grossgezogen.

Nichts zur Erforschung

Der nächsten Eiszeit.

Wenig zur Steigerung von

KonsumWachstumBeschäftigung

Beigetragen.

Keine erfassbaren

Reichtümer angehäuft.

Keine einleuchtende

Weltformel gefunden.

Den Aarauer Preis

Des schönsten Ellbogens

Knapp verpasst.

Nicht Thurgauischer

Grossmeister im

Eiertütschen geworden.

Keine nachhaltigen

Erotischen Erinnerungen

Hinterlassen.

**Keinen Krieg verloren.
Keine Folter erlitten.
Keine Milliarden verspekuliert.
Keinen Müll ins Meer gekippt.
Keinen Bergsturz überlebt.
Keine Massen zum
Lachen gebracht.
Kein freundlicher
Mensch geworden.**

**Sieben unbeachtete
Einwürfe geschrieben.
Manchmal das Glitzern
Des Bächleins bemerkt.
Zwei Bestseller
Im Kopf gehabt.
Dreimal im Tag gegessen.
Ein rundum
Unnützes Leben.**

**Zugunsten des
Beschuldigten
Vorzubringen,
Wäre höchstens:
Krankenkasse,
Arbeitslosen- und
Hausratversicherung
Kaum belastet.
Bisher.**

[Bild 1]

Fragen 3

War da ein postmoderner oder gar postpostmoderner Künstler am Werk? Der den Staubsauger mit britischem Geheimagent am Rohr als ready made inszenierte? So dass sich die versammelten Absolventinnen und Absolventen von cultural and gender studies interpretierend auf die Irritation Bond im Haushalt stürzen?

[Bild 5]

Liebe Anna zum zweiten

Liebe Anna

Zugegeben, auch ich war etwas überrascht, als du zum ersten Mal mit diesem Kopftuch, das unsere Mutter nur beim Teppich klopfen überzog, daherkamst. Ich vermutete, du wolltest damit die Folgen einer Bestrahlung – die du sogar mir, deinem Bruder, verheimlich hättest – verbergen. Trotz Erleichterung – kein Krebs trübte deine Zukunftsperspektiven – blieb Irritation zurück. Sowohl über deine dem öffentlichen Blick entzogenen Ohren und Haare als auch über die Gefühle, die dein abgebundenes Gesicht bei mir auslösten.

„Konzept Mann“, „Konzept Frau“, Beruf oder Familie – tempi passati! Erklären mir die Studierenden einer Fachhochschule. Gesellschaftliche Strukturen, Geschlechternormen – bedeutungslos! Alles nur eine Frage individueller Übereinkünfte. Anything goes. Ist die Befreiung vom Geschlechterkorsett schon hinter oder erst vor uns? Wurde die Utopie der Gleichheit über Bord geworfen, bevor sie in Ansätzen verwirklicht war? Am gleichen Abend beobachte ich beim Bahnhof Zürich-Stadelhofen ein junges Pärchen. Sie möchte offensichtlich woandershin als der Mann. Der beendet den kurzen Disput, indem er die Frau entschlossen ergreift, aufhebt und die Treppe hinunterträgt, während sie, keinen Boden mehr unter den Füßen, kreischend und kichernd zurückblickt. Aber ich lasse mich nicht zum alternden Trottel von der traurigen Gestalt machen.

Hast du dir übrigens die ELLE, die du früher immer gelesen hast, nachschicken lassen? Es ist, als hätten sie alle das Bild der März-Ausgabe 2003 über ihrem Bett hängen – ein Alptraum für ihn und, offensichtlich, auch pour ELLE. Als Ermahnung, „den Mann“ nie derart auf den Hund kommen zu lassen.

Natürlich gibt's in der März-ELLE nicht nur Penis in Plüsch, sondern auch Damen in Stoff und sogar, Worte. Sätze, die männliche Urängste vor dem Absturz ins Weibliche

mobilisieren. „Sie sind sensibel. Gefühlvoll. Frauenverstehender und Windelwechsler. Nur eins sind sie nicht mehr männlich.“ Schreibt Kuno Nensel. Und der muss es wissen. Er hat „eine Freundin“ gefragt, ob echte Männer „denn wirklich so rar“ seien. „Klar“, soll die gesagt haben, „die ganz jungen geben sich androgyn, dass du der Optik nach nicht mehr zwischen schwul und hetero unterscheiden kannst. Und die zwischen 25 und 35 sind meist nur nett.“ Und das, so Kuno Nensel betrübt, ist nicht nur der SVP Anlass für Häme, denn: „Nett ist auch nicht sexy... Frauen wollen ‚balls‘. Die sind zwar noch dran, bei den meisten. Aber irgendwie verkümmert.“ Denn „die Männer“ hätten es sich „zu bequem gemacht“, hätten „ihre alte Identität (gezwungenermassen) aufgegeben“ und spielten jetzt eine neue Rolle: „die Frau mit Schwanz“. Da ist er wieder, der alte Schrecken der Gleichheit. Die Angst, am Ende wisse keine und keiner mehr, was Männlein, was Weiblein ist.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“ Bringt der ehemalige Ausbilder einer Antiterror-Einheit das „Konzept Mann“ auf den Punkt. „Der Mann“ kennt kein Nein. Aber es gehört nun mal zum Leben, dass wir immer wieder mit unseren Grenzen konfrontiert werden. Dass wir die Liebe nicht „herstellen“, kaum etwas gegen Elend und Gewalt zu tun vermögen. In dieser Beschränktheit und unter dem Zwang zur Einlösung des männlichen Allmachtsskonzeptes wächst der Wunsch, zaubern zu können. Macht über die Wirklichkeit zu gewinnen. Die Berührung der Welt mit dem Zauberstab der Gewalt verwandelt sie (scheinbar) in „meine Welt“. Gewalt macht Männer. Nach der Ermordung Tausender im World Trade Center erklärte „der Präsident“ der „Achse des Bösen“ den Krieg. Untauglicher Versuch, männliche Omnipotenz in der Stunde der Ohnmacht (wieder) herzustellen. Hauptsache – mann handelt. Gewalt – das ist auch die Unfähigkeit zur Trauer.

„Ich bin doch nicht so!“ Werden „die Herren“ reklamieren und „die Damen“ sie bestätigen: „Meiner ist ganz anders.“ Vermutlich haben sie sogar Recht. Real existierende Menschen entsprechen selten holzschnittartigen Entwürfen. Die Genderperspektive hat, wie jedes Modell, blinde Flecken. Gerade weil das Konzept Gender davon ausgeht, dass Männer zu „Männern“, Frauen zu „Frauen“ gemacht werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als „Frauen“, Männer nur als „Männer“ zu erkennen, wenn sie Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen.

Natürlich ging es um Bedeutenderes, um Geld für die Opfer dessen, was einige als „Killerflut“ bezeichneten, ohne die Auftraggeber anzugeben, und wahrscheinlich war es eine Unachtsamkeit, aber im Unachtsamen verrät sich das angeblich Überwundene, es war nur ein kleiner, in dieser Spendenflut von den wenigsten beachteter Moment, S., die Frau&Geliebte und ich sahen uns sofort an, du wärst bestimmt in dein glucksendes Lachen verfallen, für das ich mich früher immer geschämt habe, weil die anderen Gäste dauernd grosse Ohren und lange Hälse bekamen, wenn wir mit der Familie im Restaurant assen. „Und jetzt arbeiten Sie hier als Telefonistin“, begann Kurt Aeschbacher das Geplauder mit dem braungebrannten Generaldirektor der SRG

SSR idée suisse Armin Walpen in der Spendengala des Schweizer Fernsehens vor einer Woche.

Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns „den Mann“ nur als Täter, „die Frau“ bloss als Opfer sehen lässt. „Tatsächlich aber“, schreibt Arne Hoffmann in der Zeitschrift „Psychoscope“, „geht körperliche Gewalt in der Partnerschaft zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern.“ Dies sei das Ergebnis einer Vielzahl von Studien. Und im „Magazin“ vom 15. März 2003 wird eine Untersuchung aus Deutschland zitiert, die „besagt, dass auf zehn verprügelte Frauen neun misshandelte Männer kommen.“ Reaktionäre Männerpropaganda? Gefälschte Statistiken? Oder ernstzunehmende Beiträge zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit, die unseren Geschlechtervorstellungen widersprechen?

Die Erinnerung an eine eigene, viele Jahre zurückliegende Erfahrung: Während einer öffentlichen Lesung mit einer ehemaligen Freundin gab mir diese hinter der Bühne eine Ohrfeige. Was nicht im Programm stand. Nach der Vorstellung kam ein guter Freund entrüstet auf mich zu, wie ich dazu käme, meine Freundin zu schlagen. Er fiel denselben Geschlechterinszenierungen zum Opfer wie die Angestellten in Restaurants, die mir regelmässig den von dir oder, später, meinen Freundinnen bestellten Wein servieren. Gewalt macht eine Frau nicht zur „Frau“. Gewalt macht sie zum „Mann“.

Wo Interpretationen der Wirklichkeit und andere Wahrheiten nicht überprüft werden können, bleibt nur die Testfrage, welches Interesse hinter der Bereitschaft steckt, das eine für Realität, das andere für Propaganda zu halten. Wer will „die Frau“ als Opfer, wer will sie als Täterin sehen? Wer will „den Mann“ als Opfer, wer will ihn als Täter übersehen? Wer will die Beschreibung von Welt so weit differenzieren, bis die Realität weichgespült und die Wirklichkeit ihres „harten Kerns“ – Männer sind mehr Täter und Opfer körperlicher Gewalt als Frauen – beraubt ist?

Dass Frauen „den Mann“ eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen, ist verständlich – zum einen sind sie (häufig) Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des „bösen Mannes“ der Stärkung des idealisierten (weiblichen) Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich auch Männer selbst lieber als „böse“ denn als „gute“ oder „nette“? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit. „Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann. Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht“, bringt der Sozialwissenschaftler Hans Joachim Lenz das „kulturelle Paradox“ in der Zeitschrift „männer.be“ auf den Punkt. Der Mann, der geschlagen wird (und nicht zurückschlägt), erscheint weniger als Opfer denn als lächerliche Figur. Penis in Plüsch, eben. Der Geschlagene oder Hilflose wird nicht als „Mann“, sondern als „feiges Weib“ wahrgenommen. So werden Vorurteile wider die Realität aufrecht erhalten, denn alle, die dem Vorurteil widersprechen, werden gar nicht als jüdisch, homosexuell oder eben männlich wahrgenommen, bis am Schluss nur noch einer übrig bleibt: James Bond.

[Bild 1]

Fragen 4

Ist Bond so verzweifelt, dass er selbst Hand anlegt? Hat ihn sogar die treue Money-penny fallen lassen? Kennt der in die Jahre gekommene Schwerenöter nicht die tragische Geschichte des Mannes, der im Zustand höchster Erregung in dem staubigen Rohr stecken blieb, nur noch mit vereinten Kräften eines Arztes und eines Schlossers aus der misslichen Lage befreit werden konnte?

Liebe Anna zum dritten

[Bild 6]

Liebe Anna

Es braucht schon keine tiefenpsychologischen Fähigkeiten, um zu verstehen, weshalb ausgerechnet jene Kreise – die, damals, erfolglos zwar, die Streichung des traditionellen männlichen Machtworts im ehelichen Konfliktfall zu hintertreiben suchten – im letzten September drohend und erfolgreich fragten: „Prägen bald Muslime unsere Frauenpolitik?“ Die bringt der damalige Basler Landrat und Schweizer Demokrat Roland Bächtold in seiner Reaktion auf die Fairplay-at-home-Kampagne des eidgenössischen Gleichstellungsbüros in der „Basler Zeitung“ auf einen fast schon islamistischen Punkt: „Ein Mann, der einen Kinderwagen schiebt, ist kein Mann mehr.“ Und der Zürcher Schreinermeister, SVP-Nationalrat und Regierungsratskandidat Toni Bortoluzzi lässt sich laut NZZ-Folio [Februar 2003: Haushalt – Berichte aus der Kampfzone] durch den „Appell zum häuslichen Fairplay“ und den feministischen Grundsatz „Das Private ist politisch“ zur Preisgabe seiner ehelichen Kompetenzverteilung provozieren: „Zwischen meiner Frau und mir gelten klare Zuständigkeiten: Sie nimmt mir das Holz nicht aus der Schreinerei, und ich rühre ihre Kelle nicht an.“ Mit einer gezielten Einbürgerungspolitik könnten doch gerade sie brach liegende Synergien in- und ausländischer Fundamentalismen für sich nutzbar machen.

[Bild 7]

Das Modehaus Gucci eröffnet die Wintersaison 2003 mit einem Beau, der es nicht nötig hat, die gedeckte Kreditkarte zu zücken, um ein paar Zärtlichkeiten oder Heftigeres zu ergattern. Den gut gewachsenen Body in einen Nadelstreifenanzug gesteckt, die Haare nach hinten gegelt, den Hals von einem schwarzen Seidentuch umschlungen, eine dunkle Sonnenbrille auf der Nase, damit ihm niemand in die Karten schauen kann, scheint er bereit für alle Projektionen dieser Welt. Das blutige Kind auf seinem Arm macht ihn, definitiv, zum neuen Mann, der zwischen Karriere&Familie pendelt, als wärs die selbstverständlichste Sache der Welt und die Manager – die sich im gleichen Frühling im Gottlieb-Duttweiler-Institut unter eben diesem Titel zum Austausch über Life-Work-Balance trafen – die letzten Opfer fossiler Wirtschaftsführer. Wenn er auch nur einmal in der Woche zu einem Zeitpunkt nach Hause ginge, der es ihm erlaubte, seine Kinder im wachen Zustand anzutreffen, wäre er weg vom Fenster (zu dem er eh nicht rausschauen sollte). Meint einer. Das Kindchen allerdings, das Fotograf und Stilist dem Gucciman zgedacht haben, scheint der Veränderung der Geschlechterrollen nicht zu trauen. Während zwei andere Babies, je einem weiblichen Model als Accessoire in die Hand gedrückt, in die Welt hinaus quietschen, als sei die das reinste Freudenhaus, zeigt uns das erste nur den kahlen Hinterkopf, so dass mann und frau gefährdet ist, Geschlechturvorurteilen zu erliegen. Schaut das Kleine entgeistert auf das fremde Wesen, das es, ganz Mann, keines Blickes würdigt, sondern in die grosse weite Welt der Bewährung hinaus starrt? Weint es ob der Zumutung, an eine männlich harte Brust statt an einen weichen Frauenbusen gedrückt zu werden? Nur, den Babies bei den Damen geht es nicht besser. Die zwei Frauen haben, Baby was Handtasche, nur Augen für die Kamera. Vielleicht ist ja alles ganz anders, als es auf den ersten Genderblick aussieht. Womöglich strahlt es den Mann aus der versteckten Achselhöhle an und schmiegt sich vertrauensvoll an die nach Rasierwasser duftende Brust. Schutz vor den zwei Models suchend, die den rechten Arm energisch in die Hüfte stemmen. Oder es kann ganz einfach den Fotografen nicht leiden. Und ist ganz emanzipiert.

Am Samstagabend auf (gross)elterlichem Schoss wird es bald einmal lernen, wie das mit „den Frauen“ und „den Männern“ ist. Denn da ist alles, als wäre die Zeit stehen geblieben. Der Moderator macht schlüpfrige Witze über Schlitze in Abendkleidern und lässt ungeniert Augäpfel in offene Dekolletés plumpsen. Das Publikum klatscht und kreischt. Und die betroffenen Damen lassen sich lächelnd in den Arm nehmen und abschmatzen. Denn Brüste und Zoten bringen Quoten wie einst bei, Einerwirdgewinnen, Kulenkampff. Nur dass der jetzt, Wettendass, Gottschalk heisst. Oder, Benissimo, Thurnheer. Und der lässt die Vize-Miss-Schweiz 2003, vermutlich zum Trost für die verlorene Wahl bei den Schönen, mit Millionenscheck, wenn auch nicht im Bikini, neben sich posieren. Damit die Zuschauerinnen und Zuschauer etwas fürs Auge haben. Die frohe Nachricht allerdings, die vom grossen Geld, überbringt er selber. Als ob er nicht so recht an männliche Reize und weibliche Begierde glaubte.

[Bild 8]

Oder „Titanic“, erinnerst du dich - wir haben uns den Film kurz vor dem Jahrtausendwechsel gemeinsam angesehen:

- Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe. Träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe. Heiratet irgendeine farblose Figur und wird steinalt.
- Cal, der aufgeblasene, rücksichtslose Verlobte – der es nicht einmal auf diese Bravo-Seite geschafft hat – kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon.
- Jack, der Held, Rose's grosse Liebe, stirbt.

Auf einer Holztüre im Eiswasser treibend, führen Jack und Rose einen Dialog, der ins patriarchale Lehrbuch gehört. „Hör zu, Rose“, stammelt Jack, schon leicht unterkühlt, „du wirst gerettet! Du wirst weiterleben. Und du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in deinem Bett sterben. Nicht hier! Nicht heute Nacht! Hast du das verstanden? Du musst mir versprechen, dass du überleben wirst. Dass du nicht aufgeben wirst! Und vergiss dieses Versprechen niemals!“ Rose verspricht mit letzter Kraft: „Ich werde es nie vergessen, Jack.“ Das ist das Stichwort für ihn – er lässt sich entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt. Jack, der MannundHeld, gibt auf und stirbt. Rose aber, die Frau, macht neue Kräfte frei. Greift nach einer Trillerpfeife, die sie bisher aus unerfindlichen Gründen nicht benutzt hat, macht die Insassinnen und Insassen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herum-paddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam. Und wird aus dem Wasser gefischt. Wieso hat sie die Pfeife nicht früher benutzt und so auch ihren geliebten Jack vor dem Tod bewahrt? - Der Held darf nicht vom Ort der Katastrophe in den gemütlichen (weiblichen) Alltag zurückkehren. Denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose, demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack aber wird klargemacht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann.

[Bild 9]

Anfang Jahr war unser beider Lieblingstante zu Besuch und begrüsst mich mit dem Satz, bei dem ich immer ein wenig zusammensucke: „So, bist du heute der Koch.“ Ein paar Minuten später sagt sie, vermeintlich komplizinnenhaft, zu S.: „Die Männer kochen, und wir können hinterher das Schlachtfeld aufräumen.“ Gegen solche Sätze stosse ich, abwechslungsweise mit S. und Stieftochter N., Staubsauger und Schrubber über den Boden, reibe den Badezimmer Spiegel mit Putzsprit und Börsenteil der „Neuen Zürcher Zeitung“ blank, lasse die WC-Ente durchs Closett flattern, kurve an Hausfrauen, Rentnern und arbeitslosen Ausländern vorbei durchs Einkaufscenter, stehe mindestens so oft wie S. in der Küche, rüste, koche, wasche, räume ab, ziehe

Seifenschlieren über Glaskeramik, während ich aus der offenen Küche an Diskussionen über Bümpliz und die Welt teilzunehmen versuche. Es hilft nichts. Immer wieder dieses überraschte „So, musst du heute kochen?!“ Und die leise Angst, S. könnte, um nicht in ein falsches Licht zu geraten, ausplaudern, dass ich für einen langen Moment weder Socken wasche noch Fixleintücher zusammenfalte – Kompensation für vergangene Zeiten, in denen ich unter der Woche den grösseren Teil des Haushalts und der Kinderbetreuung besorgte. Den Kopf immer schon in Erwartung des anderen Schlag-satzes geduckt. „Bist du jetzt auch unter die Hausmänner gegangen?“ Oder noch schlimmer, wie es das „Magazin“ Ende des letzten Jahres schrieb: „Der Mann, der zur Hausfrau geworden ist.“ Frauen verlieren in Bett und Sand die Unschuld, Männer bei Einkauf und Frühlingsputz die Männlichkeit. „Nein“, stellte ich jeweils beleidigt klar, „ich mache auch Haushalt.“

Erinnerst du dich noch, Schwesterchen, wie wir nächtelang über die k.-u.-k.-Frage, Kinder oder Karriere, diskutiert haben? Wir entschieden uns beide gegen die Weitergabe unseres genetischen Materials und stürzten uns in berufliche Abenteuer. Und dann standen – wie man mit dem Leben so spielt – plötzlich die Kinder von S. in meinem Büro, erst ziemlich klein, dann mit grösser werdenden Füßen und schriegen mich an: „Nie hast du Zeit! Immer müssen wir einen Termin mit dir ausmachen, wenn wir etwas von dir wollen!“ Ich pendle zwischen Weltchen und Welten. Zahnpasta nicht vergessen. Und immer das Gefühl, halbe Sachen zu machen. Erwerbsarbeit. Hausarbeit. Literatur. Am Samstag das Altpapier hinausstellen. Und Weiterbildung. Education permanente. Um nicht abgehängt zu werden. Temperaturen unter Null angesagt - Eisfach abtauen. Einen Satz finden, der mich begeistert. Und verkäuflich ist. Die von Isolde Schaad in ihrem neuen Buch „Vom Einen.“ propagierte „Verfertigung des Gedankens beim Gemüserüsten“ will mir nicht immer gelingen. Manchmal stelle ich das Notebook auf den Esstisch, um die Ideen, die mir beim Würzen des Bratens, Schneiden von Sellerie und Rübli zufallen, sofort notieren zu notieren. Aber dann wasche ich noch schnell den Nüsslisalat, ziehe noch den geschlagenen Rahm unter die aufgetauten Himbeeren, und schon werden die Sätze für den geplanten Roman mit den Zwiebeln zerhackt oder bleiben in den Vorbereitungen einer Schulstunde hängen. Liegt es am Chromstahl, der nie wirklich sauber wird, dass ich den Nobelpreis nicht erhalte? Den Satz nicht finde, der die Welt ändert? Lenkt die Beschäftigung mit dem Alltäglichen vom Wesentlichen, hält das Gewöhnliche „den Mann“ vom Grossartigen ab?

„Sie gratulierten mir jedes Mal, wenn ich auf jemanden geschossen hatte, jedes Mal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte“, erklärt ein als „Monster Kody“ bekanntes Mitglied der „Los Angeles Grips“, „zu Hause wurde ich zusammengeschissen, weil ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll. Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?“

Hier wird das patriarchale „Konzept Mann“ deutlich sichtbar. Es ist gekennzeichnet durch die gewaltsame Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität und der ebenfalls aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens – Müll eben. Lockt Beat Kappeler in seinem Buch „Die neue Schweizer Familie“ deshalb „die Männer“ mit veritablen Rettungsmythen ins Kinderzimmer? „Nur wenn junge Väter Windeln wechseln, gibt es künftig genügend Rente“, prophezeit der Journalist und ehemalige Gewerkschafter. Und malt Weltuntergängliches an die Wand: „Ohne diese Rollenverbindung Beruf/Kinder/Familie durch die jungen Väter wird es gar keine Kinder mehr geben, ohne diese gleichwertige Arbeitsteilung stirbt Europa, stirbt die Schweiz aus...“

Manchmal der aufkeimende Neid auf diese Künstler und Genies, die sich nicht um das Alltägliche kümmern müssen. Nicht um den Müll. Nicht um das Geld. Die Erinnerung an den, zugegeben, erfolgreicheren Schriftstellerkollegen, der das Telefon immer von einer der Frauen, die mit ihm zusammenwohnten, abnehmen, vorabklären liess, ob der Anrufer beziehungsweise die Anruferin eine Störung des künstlerischen Prozesses wert sei. An der Türe wurde man (und vermutlich auch frau) von einer der Damen des Hauses in Empfang genommen, in einen Raum geführt, gebeten, einen Moment zu warten, bis der Kollege aus dem unteren Stock herauf stieg, mit einem parlierte, während die Frauen den Tisch deckten. Oder der Kunstmaler, der – als wir noch Kinder waren – ab und zu bei uns zu Besuch war. Kein sehr erfolgreicher, vermutlich. Hie und da verkaufte er Bekannten eines seiner Bilder. Auch bei uns hing während Jahren eine vom Blitz getroffene Arve aus dem Aletschwald über dem Kanapee. Das Künstlerleben muss kärglich gewesen sein. Ich erinnere mich, dass es hiess, er würde mit seiner Frau in einem 90-Zentimeter-Bett schlafen. Während sie ausser Haus einem Erwerb nachging, gab er sich zu Hause der Kunst hin, setzte sich vor die Staffelei, malte die während der Sommerpause fotografierten Gletscherzungen und Arvengruppen in Öl. Und wurde fetter und fetter. Wenn die Frau mit schleppendem Gang – sie hatte seit einer Krankheit als Kind ein steifes Knie – nach Hause kam, hockte er sich zu ihr in die Küche, schaute zu, wie sie das Essen bereitete, und alle anderen Kleinigkeiten des Lebens erledigte. Bevor sie schlafen gingen, machte sie das Bett, und am anderen Tag ging das Leben des Künstlers mit seiner Frau den gewohnten Gang. Der Ausgang der Geschichte, die keine wirklich erfundene ist, hat etwas Tröstliches: Die Künstlerpose verhalf dem Mann nicht zum Erfolg. Keines seiner Bilder hängt im Museum of Modern Art in New York oder im Bülacher Ortsmuseum. Selbst unser Vater nannte ihn verächtlich einen „Postkartenmaler“. Sein Leben blieb ein reales Männerleben, ohne jede Grandiosität. Und die Frau überlebte ihn um viele Jahre. Weil, wie die Wissenschaft sagt, so ein Pendlerleben viel gesünder ist als die Fixierung auf das Grossartige.

[Bild 1]

Fragen 5

Sie haben Recht – es ist der Agent mit Tötungslizenz beim Samstagsputz. Aber warum zuckt er zusammen, als Sie ihn begrüßen? Hat er, wie jeder andere Mann, Angst, Sie könnten ausplaudern, dass er klammheimlich längst seinen Teil der Hausarbeit erledigt, ohne dass jemand es bemerkt hat?

[Titel]

Der Mann, dem die Welt zu gross wurde

Der Mann hatte seit seiner Kindheit eine jener Kugeln besessen, wie sie die Wahrsagerinnen zwischen sich und den Schicksalsgläubigen drehen lassen. Nur etwas unterschied die Kugel des Mannes von jenen magischen Kristallkugeln – es war eine kleine Weltkugel, die er als Bueb mit grossen Augen immer wieder um die eigene Achse hatte kreisen lassen, so dass FeuerlandSpitzbergenWladivostockKairo an ihm vorbeizogen, während schon ParisLondonZürich am Horizont auftauchten. Er war stolz darauf gewesen, dass er die ganze Welt zwischen seinen kleinen Fingern hatte drehen lassen können.

Aber seit er zu erfahren begonnen hatte, was zwischen Moskau und Washington, Peking und Sarajewo geschah, schien die kleine Weltkugel in seiner Vorstellung zu wachsen, wurde grösser und grösser, und wenn er sie jetzt zwischen seinen Händen drehte, schien es ihm, als würde sie ihn zu erdrücken beginnen. Die Welt war ihm zu gross geworden.

So beschloss er eines Tages, die Welt kleiner zu machen, und schlug mit einem Hammer auf die Kugel ein. Der Mann schien nicht um die versteckten Eigenschaften seiner magischen Kugel gewusst, und als diese sich, in tausend Stücke zerschlugen, in Sekundenschnelle in tausend neue Weltkugeln verwandelte, da sah er mit entsetzten Augen tausendmal Sarajewo, tausendmal WladivostockFeuerlandSpitzbergen. Und statt einer kleineren sah er sich tausendfach derselben grossen Welt gegenüber, tausendfach zogen BombaySwazilandChicagoAnkaraBümpiliz an ihm vorbei. Vorwurfsvoll, wie er in seinem Wahn glaubte.

Da packte ihn eine unbändige Wut. Er stand auf. Stapfte aus dem Zimmer. Schlug die Türe mit lautem Knall hinter sich zu. Und liess tausend Welten im Stich.

Fragen Sie mich nicht, was er ausserhalb des Zimmers antraf. Ich will Sie nicht langweilen.

[Bild 1]

Fragen 6

Geht die Welt unter, wenn special agent Bond den Staubsauger in die Hand nimmt? Gäbe es nie mehr einen Hamlet oder eine Blechtrommel, wenn die Grossschriftsteller sich die Kochschürze umbänden? Wären uns Treblinka, Ruanda oder nine eleven erspart geblieben, wenn die real existierenden sich nicht als wahre Männer hätten erweisen wollen und stattdessen mit Staublappen und Schoppenflaschen beschäftigt gewesen wären?

Liebe Anna zum vierten

[Bild 10]

Liebe Anna

Natürlich wurde viel geredet, hinter deinem Rücken, mit Sorgenfalten auf der Stirn. Du hättest dich unglücklich verliebt. Feministin stolpert in die Falle der Sehnsucht nach dem starken Mann. In einen Moslem, den du diesen vermeintlichen Vertrauten nie vorgestellt hast. Der dich zu seinem Glauben und ins Kopftuch gezwungen.

Das Bild hast du, bestimmt, auch in dem Land – in dem du jetzt lebst, und von dem ich auf Anhieb nicht einmal sagen könnte, wo genau es liegt – gesehen. Das Bild der US-amerikanischen Soldatin Lynndie England, das die ihren Enkeln auch in Jahrzehnten noch wird erklären müssen. Das Bild einer jungen Frau, mit T-Shirt und in modisch gewordenen Tarnhosen, einen nackten irakischen Gefangenen an der Hundeleine zerrend. Dieses Bild beklemmt. Weil es daran erinnert, dass Friedfertigkeit und Respektierung von Menschenrechten nur dünner Firnis sind, unter dem Menschenverachtung und Folter, Demütigung und Gewalt lauern. Weil es deutlich macht, dass all das nicht „un-amerikanisch“, „un-menschlich“, ja, nicht einmal „un-weiblich“ ist. Weshalb ist gerade dieses Bild von Redaktoren (oder gar Redaktorinnen) so oft ausgewählt worden? Weil es „die Männer“ vom Kollektivverdacht der Gewalttätigkeit entlastet? Weil „unter Medienaspekten die Frau als Täterin das Unerwartete“ ist, „also stärker“ wirkt? Wie die deutsche Soziologin Karin Gabbert in einem Interview mit der deutschen „Tageszeitung“ am 12. Mai 2004 erklärt. Gewalt als das Frauenmögliche – geschäftstüchtige Medieninszenierung oder patriarchale Propaganda? „Ist die

Schwelle zur Gewalt nach einer traditionellen Mädchenerziehung nicht doch höher?“, fragt die „Tageszeitung“ und wird von Gabbert des letzten Quäntchens Hoffnung beraubt. „Das ist meiner Meinung nach Quatsch. Männer unterliegen öfter Bedingungen, die Gewalt hervorrufen können. Wenn Frauen diesen Bedingungen auch ausgesetzt werden, handeln sie genauso.“ Eine Vorstellung, die den meisten von uns, Frauen und Männern, zutiefst widerstrebt. Elisabeth Badinter zitiert in ihrem neusten Buch „Die Wiederentdeckung der Gleichheit“ die Philosophin Monique Canto-Sperber, die ihre Verwunderung über das Selbstmordattentat einer Palästinenserin ergründet: „Liegt es daran, dass ich mir eine Gewalt, die sich unterschiedslos gegen andere wie gegen das eigene Selbst richtet, bei einer Frau nur schwer vorstellen kann? Stelle ich mir vor, dass eine Frau mehr Mitleid für das konkrete Leid ihrer Opfer empfindet als ein Mann? Oder glaube ich, dass Frauen realistischer sind, weniger fanatisch, weniger anfällig für den Rausch der ‚gerechten Sache‘?“ Stärkt Lynndie England, so zynisch es klingt, am Ende die Utopie der Gleichheit? Weil sie deutlich macht: Das Menschenmögliche ist auch das Frauen, ist das beiden Geschlechtern Mögliche. Und weil das Menschenmögliche nicht nur Gewalt und Menschenverachtung, sondern gleichermassen Friedfertigkeit und Respekt gegenüber allem Lebendigen enthält, ist Letzteres, utopisch gesehen und konsequenterweise, auch das Männern Mögliche, obwohl diese, bisher, zweifellos häufiger zum Zauberstab der Gewalt gegriffen haben und greifen als Frauen.

Als du mir endlich, im Vertrauen, mitteiltest, du würdest mit Sack und Pack, in dieses Land da unten verreisen, will heissen: auswandern, kamen auch mir, ehrlich gesagt, leise Zweifel, ob meine „kleine“ Schwester nicht doch einem von nördlicher Zivilisation, feministischer Kritik und postindustrieller Ungläubigkeit unbeeindruckten Mann erlegen sei. Dein verschmitzter Blick beruhigte mich schnell.

Erinnerst du dich noch, wie gekränkt ich auf Reinhild Traitlers Diskussionsbeitrag zu meinen letzten „Gendereien“ in der Zeitschrift „Neue Wege“ reagiert habe, obwohl solch ernsthafte Aufmerksamkeit – jemand setzt sich hin und verfasst einen Text – Schreibenden nur selten zuteil wird. Aber ich kann mich einfach nicht so recht daran gewöhnen, dass ein anderer Text gelesen wird, als ich geschrieben habe. Mich irritiert, wenn die mir persönlich Unbekannte ob meinen öffentlich formulierten Widersprüchen und Fragen ins Stocken gerät, „weil ich den Autor in der Achterbahn der Unübersichtlichkeiten nirgends zu packen kriege.“ Was würde sie denn mit dem Autor machen, wenn sie ihn zu fassen bekäme? „Was will er eigentlich rüberbringen?“ Weshalb fragt sie ihn nicht, bevor sie mich belehrt? Und weshalb beharrt sie darauf, die von mir postulierte Befreiung zum „Menschen“ meine – trotz des Zusatzes „auf das ganz Andere, und nicht mehr auf ‚den Mann‘ hin“ – nur die ewig gleiche Männer Sache? Sind die guten alten Wörter definitiv nicht mehr brauchbar? Welche? Frieden? Gerechtigkeit? Gleichheit? Freiheit? Weil die einen beim „Frieden“ immer den „faulen“ riechen, die anderen bei „Freiheit“ immer nur Markt hören? Und könnt „ihr Frauen“ das

Wort „Mensch“ tatsächlich nicht lesen, ohne „Mann“ zu denken? Oder „Mythos der Vollständigkeit“? Wäre die Utopie „Mensch“ nicht auch denkbar als das nicht Festgelegte, das jede und jeden in notwendiger Begrenztheit als „Gleichen“ und „Gleiche“ akzeptiert? Das Individuum als „terra incognita“, als unbekannte Welt, in der sich alle gleich und fremd zugleich sind.

Weil dir Kopftuchverbot und –gebot gleichermaßen suspekt zu werden begannen, dir die Argumente Gleichgesinnter immer zweifelhafter erschienen, hast du, in altbekanntem Aktionismus, das Kopftuch umgebunden und die Koffer gepackt. Um am eigenen Leib zu erkunden, ob es sich dabei um ein freies Spiel mit Geheimnis und Distanz – das als kulturelle Variante zu respektieren wäre – oder um ein fundamentalistisches beziehungsweise patriarchales Unterdrückungsinstrument handelt, das mit allen Mitteln bekämpft werden muss. Gib mir Bescheid, wenn du die Wahrheit gefunden hast. Aber lass dich schon vorher wieder einmal blicken.

[Bild 1]

Fragen 7

Der Mann im Wald, übrigens, Sie erinnern sich, der mit String und Flossen, nein, es ist kein erschöpfter Tänzer aus einem neuen Unterwassermusical, aber so neckisch die Vorstellung ist, wie Sie beim Zähneputzen, beim Installieren eines neuen Virenschutzprogramms oder beim Krafttraining das Rätsel zu lösen versuchen und darob womöglich die neuste Ausgabe von „Bianca – Weg zum Glück“ verpassen – ich will Ihnen und mir verzweifelte Anrufe übers nächste Wochenende ersparen. Der Mann, Sie haben es sicher schon erraten, ist ein britischer Geheimagent, was natürlich noch nicht erklärt, weshalb er sich mit seinem halb blutten Hintern direkt in einen Ameisenhaufen gelegt hat. Aber für einmal war 007 nicht Herr der Lage, er war eben gerade erfolgreich von einer seiner Missionen zurück-, die Welt noch einmal davon gekommen, vertröstete sein im letzten Moment gerettetes Gschpusi aufs Frühstück und gönnte sich ein morgendliches Bad im See, als eines dieser Löschflugzeuge mit offenem Rumpf auf Sinkflug schaltete, Wasser mit Bond tankte, wieder aufstieg und ein paar Kilometer weiter nördlich die ganze Ladung in den brennenden Wald kippte.

Diskussion

Schluss

[Titel]

Lob der Feigheit

Es waren einmal, und das war nicht das wirkliche Leben, ein Vater, vier Söhne, eine Prinzessin, die berühmte Höhle des Löwen, und das gibt doch schon ein ganz veritables Märchen.

Der Erste, vom König gewarnt – „Da ist noch keiner zurückgekommen, lebend.“ – rannte, was gisch, was häsch, davon, hatte Angst, gab Fersengeld, stiess gegen ein Apfelbäumchen, erkannte sein Tun, verkroch sich im Boden und starb den Erstickungstod, „ehrenhaft“, schnitzte der Schreiner, auftragsgemäss, ins Holz.

Der Zweite, der überlegte – „Schau vorwärts, und nicht hinter dich.“ -, zauderte nicht lange und packte – Taten statt Worte – sein Schwert, eilte mit entschlossenem, jagte mit schnellem Schritt ins Dunkel und ward nie mehr gesehen; der Löwe trat brüllend, trottete Blut schnaubend ins Licht, und der Metz spitzte es in Stein: „Er starb wie ein Mann.“

Der Dritte, der schnappte sich, listig, ein Lämmchen, drückte ihm, kräftig, die Kehle ein und schlich sich, den warmen Kadaver hinter sich her schleifend, in die Grotte, aus der alsbald das Echo von Löwengebrüll und Menschengeschrei kugelte, heraus wankte, blutüberströmt und hinkend, einen leblosen Körper hinter sich her schleppend – der Dritte, und verlangte vom König den Lohn, den verdienten; der führte ihn zu der Prinzessin Gemach, doch die Türe, sie war verschlossen, und als nach langem, nach väterlichem Pochen der Schlüssel den Riegel endlich ins Holz zurück zwang, stand im Spalt die Tochter, nur hastig bedeckt, schaute den Dritten an, schaute mit prüfendem Blick, „Was will?“, wollte sie wissen, „dieser unappetitliche Kerl vor meiner Tür?“ und sprühte dem Vater Funken ins Auge; „Das ist“, stammelte er, „der, dem du versprochen“; da drückte die Prinzessin das königliche Haupt an ihren blutigen Nabel und flüsterte: „Aber Väterchen, das war einmal“, dem Helden wurde es heiss, „da ist doch schon dieser andere, dieser megacoole Typ“, hörte er die Tochter raunen und sah des Vaters entschuldigendes Achselgezucke, brüllte „Was soll das bedeuten?“ in majestätische Ohnmacht und schlug sich mit schwarz gefrorener Faust den Weg zum versprochenen Platz an der Seite frei.

Doch da lag schon der Vierte, grinste unversehrt, lächelte unverschämt, lächelte dem Sieger ins Gesicht, dass der sich, von Igelrn umstellt, im falschen Märchen wähnte und, fassungslos, mit anhörte, dass der Bruder, aus Angst vor dem Lö-

wen, direkt in die Arme der Prinzessin geflüchtet und ihr, getröstet, mit feiner Hand seine Dankbarkeit bewiesen. „Und so einem Feigling willst du Tochter und Königreich geben!“, schrie der Dritte, betrogen um des Märchens gebührenden Ausgang; „Nein“, sprach der König, „ein Feigling ist der nicht, der dem König widerspricht“, das war sein letztes Wort, es wurde Hochzeit gefeiert, und der Vierte lebte mit der Prinzessin glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende. Und das kam, bevor zum ersten Mal ein böses Wort zwischen den beiden fiel, denn der Dritte hatte den Liebenden einen gewaltigen Empfang bereitet und so kam es, dass in den richtigen Märchen die Väter immer nur drei Söhne haben.

Fällanden, 11.1.2005